

Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 23. 1899.

Jessie's Vormund.

Roman von Hans v. Seldrungen.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Finding sah genug. Er wußte nun, daß, wenn Simon Jefferson sich über eine Sache nicht äußern wollte, keinerlei Beobachtung im Stande war, ihn zu ergründen. Er war ein tiefer, fest in sich geschlossener Charakter. Stets entschlossen, stets bis zur äußersten Konsequenz bereit, wußte er doch mit einer unglaublichen Energie und Fähigkeit seine Entschlüsse zu verbergen, hinter einer gesellschaftlich abgerundeten, gefälligen, würdigen, wohlmeinenden Manier sich zu benehmen.

„Und nun lassen Sie das endlich,“ fuhr Simon hastig, als wenn er durch das Mißtrauen seines Rechtsanwalts beleidigt wäre, fort, „wir haben viel Nöthigeres und Dringenderes zu besprechen. Da, lesen Sie den Brief, den ich soeben von Hugh aus Westhampton-Court erhalten habe.“

Damit überreichte Simon dem Advokaten ein Schreiben, das dieser langsam und nachdenklich nahm und las. Es lautete:

„Lieber Vater!

Ich beeeile mich, Dir durch einen Expresboten mitzutheilen, daß die Dinge hier in Westhampton-Court eine höchst verblüffende Wendung genommen haben. Jessie hat mir heute Morgen mit einer Ruhe und Bestimmtheit, wie ich sie noch nie an ihr bemerkt habe, erklärt, daß sie nie und nimmer in eine Heirath mit mir willigen werde und die stattgefundenen Verlobung für eine Komödie halte, die ohne ihr Wissen und Willen inscenirt worden sei. Zur Erklärung dieser merkwürdigen Wendung theile ich Dir ferner mit, daß seit gestern Abend Miß Kitty Tapperday in Westhampton-Court wohnt, daß ferner heute Morgen eine lange Unterredung zwischen Doktor Strehlen und Jessie stattgefunden hat, zu welcher man mir den Zutritt verweigerte. Wenn ich aber richtig gehört habe, so hat dabei

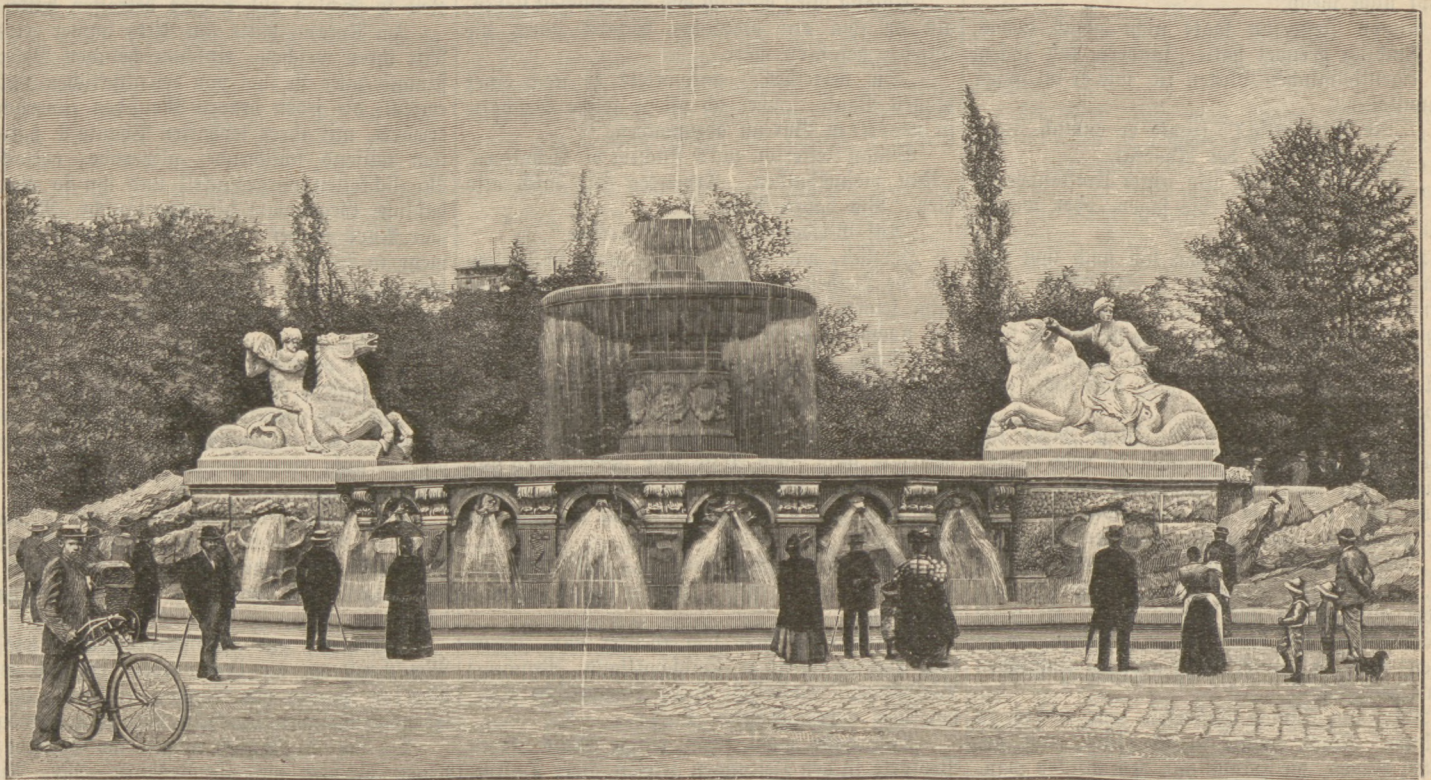
Strehlen allen Ernstes von Jessie den Auftrag erhalten, beim Vormundschaftsgericht Deine Entsetzung als Vormund Jessie's und die Prüfung der Rechnungen zu beantragen. Ich kann, wie Du wohl glauben wirst, gegen alles das hier nichts thun und komme deshalb mit nächstem Zug nach London, weil ich glaube, daß vor allen Dingen eine Unterredung mit Dir das Nöthigste ist.

Dein Dich liebender Sohn

Hugh Jefferson.“

„Nun,“ fuhr Simon erregt auf, als der Advokat dieses Schreiben gelesen hatte, „was sagen Sie dazu?“

Finding sagte nichts. Er war schon längst fertig mit Lesen und schaute still und nachdenkend über den Rand des Papiers in den Kamin, vor dem er saß. Gewiß waren diese Mittheilungen auch für ihn überraschend, aber er erregte sich gleichwohl nicht darüber, sondern überlegte, welchen Vortheil er für sich aus der



Der Wittelsbacherbrunnen auf dem Maximiliansplatz in München. (S. 180)
 Nach einer Photographie aus dem Architekturverlag von W. Reiffenstein in München.

neuen Gestaltung der Dinge ziehen könne. Es war ihm sofort klar, daß sein Klient Simon Jefferson da in einer bösen Falle saß. Wenn auch der Londoner Armenarzt keine Befugniß hatte, einen Antrag zu stellen, wie ihn das Schreiben erwähnte, und schließlich dieser Antrag in Verbindung mit der raschen Auflösung der Verlobung als ein Ausfluß thörichter Eifersucht von Seiten Strehlen's hingestellt werden konnte, so lag doch schon in der Möglichkeit, daß die Rechnungen vom Vormundschaftsgericht zur Prüfung eingefordert werden könnten, eine ungeheure Gefahr für Simon.

Niemand wußte besser als Finding, wie gefährdet Simon war. Er konnte ihn leicht in die Luft sprengen, wenn er wollte, und der Advokat schien es für einen Vortheil zu halten, ihn das fühlen zu lassen, denn er sagte endlich, indem er den Brief mit einer gleichgiltigen Miene zurückgab: „Was soll ich dazu sagen? Das ist Ihre Sache. Es ist ja möglich, daß ich als Ihr Sachwalter sowohl, wie als der der Erbin mitzureden haben werde, wenn einem solchen Antrage, wie der da in Aussicht gestellt ist, stattgegeben wird. Was ich aber dann sagen werde, das hängt davon ab, wie Sie mich behandeln.“

„Wie ich Sie behandle?“ fragte Jefferson zurück, aber in einer Betonung, aus der hervorging, daß er innerlich mit ganz anderen Sachen beschäftigt war, als die, von der er sprach.

„Ja,“ sagte der Advokat und schürte mit dem Schüreisen in dem Kaminfeuer herum. „Sie müssen doch eingestehen, daß Sie mich bisher behandelt haben wie einen dummen Jungen. Sie haben mich vertröstet und vertröstet von einem Termin zum anderen, und ich habe nichts bekommen. Unter diesen Umständen habe ich kein Interesse daran, daß Sie Vormund bleiben, daß Ihr Sohn Jessie Jefferson heirathet, sondern ich habe Interesse daran, daß ein Anderer, der mich besser behandelt, Vormund wird, und daß ich mir Ihren Sohn vom Halse schaffe. Wenn man Sie in die Luft sprengt, was geht das mich an? Das ginge mich nur an, wenn ich an Ihnen ein Interesse hätte, und das ist, wie ich eben erklärte, nicht der Fall.“

Finding mochte sich dabei denken: „Nun, wenn er so nicht weich wird, dann wird er überhaupt nicht weich.“

Simon Jefferson sagte nicht gleich etwas, als Finding geendet hatte, sondern sah diesem mit eigenthümlichen Blicken zu, wie er im Feuer herumstoberte.

„Sind Sie fertig?“ fragte er endlich.

„Ja,“ antwortete der Advokat.

„Sie würden mich also unter Umständen in die Luft sprengen, wie Sie sagen, oder wenigstens dazu helfen?“

Lächelnd wandte Finding sich nach ihm um. „Ja,“ sagte er gemüthlich. „Sie wissen, daß Niemand dies so gut besorgen kann als ich — wohlbemerkt, wenn ich will, und wenn Sie fortfahren, mich schlecht zu behandeln. Im anderen Falle sind und bleiben wir natürlich gute Freunde.“

Simon stand auf, holte einige Male tief Athem und ging dann langsam in dem kleinen Zimmer auf und ab. Erst nach einer langen Pause sagte er: „Sie sind undankbar, Finding, aber gleichviel. Wir müssen uns verständigen.“

„Also verständigen wir uns, mein werther Sir,“ antwortete Finding einfach, sah aber Simon wieder aufmerksam und forschend an. Er hätte augenscheinlich viel Geld darum gegeben, um zu wissen, was jetzt hinter dieser großen, rundlichen Stirn vorging.

Aber von Simon Jefferson war nichts zu erfahren. Noch immer nachdenklich, mit gesenkten Augen, die Hände auf dem Rücken wandelte er im Privatbureau des Advokaten auf und ab.

„Und was nennen Sie in diesem Falle eine Verständigung?“ fragte Simon endlich ziemlich gleichgiltig.

„Hm! Zuerst also Erfüllung des Kontraktes. Das Uebrige wird man ja dann sehen.“

Die Redensart: „Das Uebrige wird man ja dann sehen“ schien Simon Jefferson ausnehmend zu gefallen. Er wiederholte sie nachdenklich mehrere Male und nickte mit dem Kopfe, als ob er einen längst gehegten Gedanken bestätigt gefunden hätte.

„Das Uebrige. Ausgezeichnet! Sehr gut! Sie meinen damit, was mir und meiner Nichte übrig bleibt. Nicht wahr?“

Finding verstand sehr wohl, was Jefferson damit sagen wollte. Dieser sah in diesen Worten die bekannte Schraube ohne Ende, die Brandtschätzung bis in's Ungewisse.

Das gefiel dem Advokaten offenbar nicht, denn er legte sein Gesicht wieder in strenge, ordnungsmäßige Falten und sagte: „Das soll heißen, was einem Anwalt ordnungsmäßig zukommt, das soll eine Entschädigung oder, wenn Sie wollen, ein angemessenes Honorar seiner Leistungen sein. Nichts sonst! Ich würde gegen Unterstellungen, wie Sie sie meinen Worten unterlegen, energisch protestiren.“

„Gut. Die Aktien werden noch heute in Ihren Händen sein. Ich bürgе Ihnen dafür. Und um nun auf den Kardinalpunkt zu kommen: was soll in Westhampton-Court geschehen? Denn das werden Sie wohl einsehen, daß wir da nicht so ruhig zusehen können, wie man uns allmählig aus dem Sattel hebt.“

„Selbsterständlich.“

„Was also soll geschehen, oder was kann nach Lage der Gesetze und nach Lage der Sache geschehen?“

„Das werde ich Ihnen sagen, wenn ich meine Aktien habe, mein sehr theurer Sir.“

Simon schwieg betroffen und trommelte nachdenklich mit den Fingern auf der Stuhllehne. Dann stand er auf, Finding ebenfalls.

„Jetzt ist er weich, jetzt kann er nicht mehr anders,“ mochte er sich denken.

Und Simon Jefferson sagte: „Gut. Kommen Sie heute Abend um zehn Uhr zu mir in mein Arbeitszimmer. Die Aktien werden für Sie bereit liegen.“

Finding blieb plötzlich wie angenurzelt stehen, als ob ihm ein plötzlicher Schreck durch die Glieder gefahren wäre.

„Sie verzeihen,“ antwortete er nach einer langen Pause, „aber ich pflege solche Geschäfte in meinem Bureau abzumachen.“

Simon Jefferson zuckte flüchtig die Schultern. „Nun meinet halben. Erwarten Sie mich also hier. Bis dahin Adieu.“

„Auf Wiedersehen, Mr. Jefferson.“

Herzlich, wie zwei alte Freunde, schüttelten sich die Beiden die Hände, höflich brachte Finding seinen Klienten bis an die Thür, wo sie sich nochmals verbeugten, und freundlich, väterlich-würdig bat Jefferson seinen Advokaten, sich nicht weiter zu bemühen, er kenne ja den Weg.

Im anderen Zimmer traf Simon Jefferson wieder mit Doktor Commins zusammen. Er verfehlte nicht, dem Arzte sehr herablassend und sehr freundlich die Hand zu bieten, in die Doktor Commins sehr eifrig und mit einer riesigen, geräuschvollen Herzlichkeit einschlug.

„Herr Doktor Commins aus Halfsea-Castle, wenn ich mich nicht irre?“ fragte Simon Jefferson.

„Allerdings, mein sehr theurer Mr. Jefferson, Halfsea-Castle in Südschottland. Prächtige Waldungen, malerische See, romantische Ufer, herrliche, nervenstärkende Luft —“

„Ich habe wohl schon einige Male Ihren Prospekt in den Zeitungen gelesen, Herr Doktor, und es freut mich unendlich und ist mir ein großes Vergnügen und eine hohe Ehre, Ihre

persönliche Bekanntschaft zu machen. Werden Sie lange in London bleiben?“

„Solange es meine Geschäfte erfordern, Mr. Jefferson, keine Stunde länger. Ich würde es meinen Patienten gegenüber nicht glauben verantworten zu können.“

„Sehr gut, sehr gut. Aber Sie werden es verantworten, Herr Doktor, zu essen und zu trinken, solange Sie hier sind, und wenn Sie die Güte haben würden, heute Abend bei mir zu essen und zu trinken, so wäre ich Ihnen außerordentlich verbunden; wir essen um sieben Uhr. Ich hoffe, es ist Ihnen nicht zu spät. Meine Frau wird sich außerordentlich freuen, mein werther Doktor. Ich darf auf Sie rechnen?“

„O, Mr. Jefferson, die hohe Ehre, die wirklich unverdiente Auszeichnung — ich werde pünktlich da sein.“

„Und es wird Ihr Schade nicht sein, Herr Doktor. In Wahrheit, es handelt sich um eine Besprechung, kurzum, ich rechne bestimmt auf Sie. Darf ich?“

„Unbedingt.“

Damit trennten sich die Herren unter unständlichen Höflichkeitsbezeigungen. Jefferson verließ das Bureau des Advokaten, und Doktor Commins trat wieder in das Arbeitszimmer, um seine Angelegenheit mit Finding weiter zu berathen.

12.

Es war Abend geworden, und Bob Dryful schlich trübselig über die Blackfriarsbrücke. Traurig schaute er in die gelblich-schmutzigen Wogen des Stromes, der geduldig den ganzen Schmutz von Südingland in's Meer bringt und dagegen die Reichthümer einer Welt auf seinem Rücken nach London schleppt. Kleine Dampfboote belebten den Strom, und die Uferlaternen spiegelten sich flackernd und irlichterirend auf der dunkeln, unheimlich brodelnden Fluth.

Was sollte denn Bob eigentlich noch in London? Gerade an diesem Abend hatte er Nachricht bekommen, daß seine Klage gegen Finding zurückgewiesen worden sei. Es war nichts zu machen gegen den neuen Pachtvertrag, und Bob hatte um nichts und wieder nichts sein Geld verprozeßirt. Das war der ärgste Schlag unter all' dem Mißgeschick, das ihn in letzter Zeit so Schlag auf Schlag betroffen hatte.

Im Anfang hatte ihn Kitty immer getröstet. Mit ihrer weichen, einschmeichelnden Mädchenstimme hatte sie ihm von der glücklichen Zukunft erzählt, die jeden braven Menschen zuversichtlich erwarte, mit ihrer lebhaften Phantasie hatte sie ihm tausend schillernde, glitzernde, verlockende Möglichkeiten vorgegaukelt und ihn so über die häßliche Gegenwart hinweggetäuscht. Nun aber war Alles vorbei; auch befand sich Kitty nicht mehr in Whitel-Court, sondern wohnte in Westhampton-Court. Bob wurde immer mehr und mehr davon überzeugt, daß er zum Unglück geboren sei.

Dieser vermüthete, spitzfindige Advokat mit sammt seinem Neffen, die an all' seinem Unglück schuldige waren! Wenn er sie dort unten in der Themse verzweifelt mit den Wogen ringen sähe — nicht einen Finger würde Bob zu ihrer Rettung regen.

Was sollte denn aber nun werden? Warum ging er denn nicht nach Tewkesbury zurück? Bob wußte es nicht. Es war, als ob es ihn mit Zügeln und Zangen in London festgehalten hätte.

Unablässig und ununterbrochen hastete der Menschenstrom an ihm vorbei, der sich gerade hier im Innern von London zu einem wüsten, lebensgefährlichen Durcheinander zusammenballte.

Da sah er plötzlich mitten im Getriebe den neuen Pächter von Tewkesbury, Mr. Riggs. Etwas hastig, aufgereggt, aber äußerst elegant behandschuht und bestieft, kam er rasch auf Bob

zu. Dieser wunderte sich sehr, den neuen Pächter jetzt in London zu sehen. Die Rübenenernte mußte jetzt im vollen Gange sein, und Niggs war in London?

„Nun, Mr. Dryful,“ sagte der neue Pächter in einer eigenthümlich hastigen, drängenden Art, als ob er es Gott weiß wie eilig habe, „wie zum Geier sehen Sie aus? Machen Sie nicht ein Gesicht, als ob Ihnen die Hühner das Brod genommen hätten?“

Bob grüßte etwas verwirrt zurück: „Guten Abend, Mr. Niggs. Was thun Sie denn jetzt hier in London?“

„Was ich in London thue? Ei, was alle vernünftigen Leute in London thun. Amüsiren will ich mich. Denken Sie, ich wollte mich in Tewkesbury einpuppen wie ein Murrelthier? Glauben Sie, Mr. Dryful, ich weiß nicht, was der alte Finding, mein Onkel, mit mir im Schilde führte, als er mich nach Tewkesbury verbannte. Er soll sich wundern. Wenn er glaubt, aus mir einen Bauern zu machen, so soll er sich schon noch wundern. Tewkesbury! Ha, ha, ha! Weiter fehlte nichts. Ich kenne schon alle Hunde dort. Und Sie, was haben Sie vor? He?“

Bob hätte gerne gefragt, wie es seiner Mutter in Tewkesbury ging, aber er unterließ es. Niggs machte ihm einen so unruhigen, fahrigten Eindruck, daß er nicht glaubte, bei ihm Interesse für eine alte Frau voraussetzen zu dürfen.

„Ich war auf dem Wege zu Ihrem Onkel, Mr. Niggs. Aber es ist nun wohl schon zu spät.“

„Zu früh! Zu früh! Er hat mich auf halb zehn Uhr zu sich in sein Bureau bestellt und jetzt ist es ja kaum neun Uhr. Wir gehen daher zusammen hin. Inzwischen können wir uns amüsiren. Was wollten Sie bei meinem Onkel?“

„Um! Wegen der Pacht —“

„Was? Sie wollen noch immer wieder nach Tewkesbury?“

„Ja. Ich wollte noch einmal an das gute Herz Ihres Onkels appelliren —“

„Ha, ha! Sehr gut. Gutes Herz bei Onkel Finding ist ausgezeichnet.“

„Ich meinte, aus Barmherzigkeit mit meiner alten Mutter, und da es Ihnen doch nicht in Tewkesbury gefällt, Mr. Niggs —“

Dem guten Bob wurden die Augen feucht, schon wenn er an seine Mutter dachte, die noch immer darauf wartete, daß er gute Nachrichten nach Hause bringen sollte. Er wußte es wohl, es wäre der Tod für die alte Frau gewesen, wenn sie von dem Hof mußte, und nur der Gedanke an sie konnte ihn veranlassen, immer und immer wieder neue Schritte zu thun, um den Hof wieder zu erhalten. Der Gedanke an sie veranlaßte ihn auch jetzt, sich von Niggs, der ihm ganz und gar nicht sympathisch war, fortziehen zu lassen und zuzuhören, wie er sagte: „Das ist ja alles Unsinn, mein Freund. Wenn es Ihnen mit aller Gewalt darum zu thun ist, sich in Tewkesbury hinter Mistarren und Rübenhausen zu verschanzten, so wird sich Rath schaffen lassen. So viel ist gewiß, ich thue es nicht. Und jetzt zum Teufel mit dem Plunder! Kommen Sie, Dryful. Kennt einer sein London, so bin ich es. Kommen Sie. Mit mir langweilen Sie sich nicht.“

„Mr. Niggs, mir ist, wie Sie begreifen werden, gar nicht so zu Muth, um —“

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren bockbeinigen Redensarten, sage ich. Sie werden mir doch nicht sagen wollen, was das Leben ist? Das weiß man hier besser wie in Tewkesbury. Kommen Sie nur, wir kaufen uns für einige Schillinge andere Gedanken.“

Es war nicht leicht, einen größeren Gegensatz zwischen zwei jungen Leuten zu finden, als er zwischen Niggs und Dryful bestand. Der Erstere mit der Erziehung der modernen Groß-

stadt, mit dem ganz auf's Materielle gerichteten Sinn, mit der klugen, findigen Schlaubeit des in jeder Hinsicht Routinirten, der „alle Schliche kennt“, und der Andere mit seiner tiefen Gemüths- und Herzensbildung, mit den einfachen ländlichen Anschauungen und Sitten.

Niggs zog Bob fort, über die Brücke hinüber, die Upper-Thames-Street entlang nach dem Tower zu.

„Das Leben, Mr. Dryful,“ philosophirte Mr. Niggs unterwegs, „wissen Sie, was das ist? Eine Blase, ein Hauch, ein Nichts, dessen man nicht über die nächste Viertelstunde sicher ist. Wie Mancher hat sich Zeit seines Lebens geplagt wie ein Esel und ist, als er genug hatte, vor der Zeit gestorben. Das ist also Alles Plunder, mein lieber Dryful. Die Zukunft — ich sage Ihnen, die Zukunft ist nicht so viel werth, wie eine verfaulte Melone. Die Zukunft verspricht, die Gegenwart bezahlt. Nur lustig — das ist die Hauptsache. Wer weiß, was morgen kommt.“

Sie bogen dann in eine kleine, schmale, sehr unsaubere Seitenstraße ein, die nach dem Fluß hinunterführte. Vor einem kleinen, höchst unscheinbaren Hause, über dessen schmalem Eingange eine rothe Kugellampe mit einem weißen Halbmond im Glas hing, machten sie Halt. Dann traten sie ein und gingen den ziemlich langen tiefen Hausgang entlang, wahrscheinlich nach einem Hinterhause zu.

Plötzlich fühlte Bob, wie seine Stiefel auf dicken, weichen Teppichen gingen, die Wände des Ganges waren mit schweren Stoffen behangen, und durch eine Thür, deren beide Hälften geräuschlos auf- und zuklappten, traten sie in ein nach orientalischem Geschmack weichlich eingerichtetes Gemach, in dem ein süßlicher, eigenthümlich riechender, leichter Dampf die Luft erfüllte.

Bob kannte solche Lokale wohl. Es war eine sogenannte Opiumhöhle, und Niggs schien ein ziemlich bekannter Besucher zu sein, denn ein junges, ebenfalls orientalisches gekleidetes Mädchen schlug bei seinem Anblick ohne Weiteres die Portieren eines kleinen Nebenzimmers auseinander, in dem sich mehrere Divans befanden. Zum Theil waren diese schon besetzt. Opiumraucher in allen Stadien, von den glitzernden Augen und dem überirdisch und träumerisch glücklich lächelnden Mund bis zu dem öden und blöden Stumpfsinn vollständiger Nervenzerrüttung lagen herum, die eigenartigen Pfeifen, auf denen das Opium kohlte, auf kleinen Tischchen neben sich.

Bob wurde von Ekel und Abscheu ergriffen — hastig nahm er von Mr. Niggs Abschied.

„Wie Sie wollen,“ sagte dieser gleichgiltig. „Sagen Sie nur meinem Onkel, daß ich ihn in einer Stunde abhole. Hören Sie, Dryful? In einer Stunde. Und machen Sie nicht etwa die Plaudertasche. Ich verbitte mir das, Sir.“

Bob trat aufathmend aus der dicken, süßlichen Luft wieder auf die Gasse und lenkte seine Schritte rasch nach Lincolninn. Da Finding ausnahmsweise noch in seinem Bureau war, so wollte er die Gelegenheit benutzen und ihm seine Sache vortragen. Freilich, viel Hoffnung hatte er nicht. Er wollte sich nur nichts vorzuwerfen haben und glaubte es seiner Mutter schuldig zu sein, nichts unversucht zu lassen, was nur einen Schimmer von Hoffnung bot.

Die Schreiber waren natürlich schon nach Hause gegangen. Nur der kleine Jones war noch in dem Bureau und auch dieser war auf seinem Pultdeckel eingeschlafen. Aus dem Privatbureau fiel ein schmaler Lichtstreifen, den die grünen Vorhänge der Thür durchließen. Der Advokat mußte also wohl noch da sein. Es war ganz still in dem Bureau, als Bob dort eintrat.

Eine einzige Gasflamme brannte in dem

Lokal, in dem der Schreiber schlief, und auch diese hatte einen grünen Schirm, der das Licht im Zimmer dämpfte und es auf den Schläfer am Pult konzentrirte.

Da das Bureau im Erdgeschoß lag, so wurden die Fenster des Abends mit Läden verschlossen, und deshalb klang der Straßenlärm auch jetzt nur verworren und dumpf herein.

Als Bob an den Schreiber herantrat, um ihn zu wecken und sich melden zu lassen, hörte er, wie die Gasflamme leise brodelte und zischte, wie es gewöhnlich ist, wenn eine Flamme zu viel Druck hat.

„Würden Sie die Güte haben,“ sagte Bob höflich zu dem Schreiber, „und mir sagen, ob ich Mr. Finding sprechen kann?“

Jones hob das verschlafene Gesicht auf, und als er den ihm wohlbekannten Besuch sah, zuckte er verächtlich die Schultern.

„Sie sind schon wieder da? Lächerlich! Nun, meinetswegen, mich geht's nichts an. Gehen Sie hinein. Er ist drin.“

Schlaftrunken legte Jones das schwere Haupt wieder auf den Pultdeckel, und Bob trat in Finding's Zimmer.

Dieser saß am Kamin und las die „Times“. Als er den ehemaligen Pächter gewahrte, fuhr er ruhig in seiner Lektüre fort und sagte nur zerstreut: „Ach so, Sie sind's!“

Es schien, als ob er Jemand anders erwartet hätte.

„Mr. Finding —“

„Was zum Henker können Sie denn noch wollen? Nach all' dem, was Ihnen gesagt worden ist, könnten Sie doch nun über Ihre Angelegenheit im Klaren sein.“

„Herr Rechtsanwalt, ich habe eben mit Ihrem Kneffen gesprochen —“

„Sie kennen ihn? Nun, dann müßten Sie sich doch denken können, wie froh ich bin, diesen Taugenichts einmal ordentlich untergebracht zu haben. Ich weiß wohl, daß der Mensch überall Unsinn macht, und deshalb habe ich ihn nach Tewkesbury gesteckt. Dort kann er wenigstens keinen Schaden anrichten.“

„Er hat mir gesagt, er wolle wieder fort von Tewkesbury.“

„Das weiß ich schon längst. Ich aber bin froh, daß er dort ist.“

„Wenn er aber doch durchaus die Pacht wieder aufgeben will, um nach London zurückzukehren —“

„Er wird nicht nach London zurückkehren, sondern wird in Tewkesbury bleiben, Mr. Dryful,“ entgegnete der Advokat mit erhobener Stimme. „Er wird morgen wieder abreisen und wird die Pacht behalten. Anders wird es nicht. Verstanden, Sir? Solange ich lebe, nicht. Ich will dem Jungen schon Raifon beibringen. Verstehen Sie? Solange ich lebe, bleibt er in Tewkesbury.“

„Mr. Finding, aus Barmherzigkeit, aus Mitleid mit meiner alten Mutter —“

„Lassen Sie mich in Ruhe mit solchem faulen Zauber. Das sind kostspielige Sachen im Leben, und ich gebe mich damit nicht ab, und nun Adieu, Mr. Dryful. Machen Sie die Thür von draußen zu und stören Sie mich nicht weiter. Adieu!“

Finding kehrte damit dem Pächter den Rücken zu, lehnte sich bequem in seinem Sessel zurück und las die Verhandlungen des Unterhauses mit einem Interesse und mit einer Aufmerksamkeit, als wenn er allein gewesen wäre.

Bob schluchzte aus seinem gequälten Herzen auf. Er ballte die Fäuste, hielt sie an die Schläfe, preßte die Zähne aufeinander und schluckte die Thränen hinunter.

Der Schreiber Jones schlief noch immer, als Bob durch das Bureau nach der Thür schlich. Er ließ ihn schlafen und ging fort. In dem

Hauptgang, der ziemlich dunkel lag, begegnete er einem Manne, von dem er glaubte, daß er ihn schon irgendwo gesehen haben müsse. Aber er war zu elend, zu aufgeregert und zu sehr von seinen eigenen traurigen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als daß er sich um Anderes hätte kümmern können oder mögen. Er eilte auf die Straße und war bald in dem geschäftigen Treiben, das dort noch immer herrschte, verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Der Wittelsbacherbrunnen auf dem Maximiliansplatz in München.

(Mit Bild auf Seite 177.)

Am Südwestende der Anlagen des Münchener Maximiliansplatzes erhebt sich der in mächtigen

Höhen- und Breitenabmessungen nach einem Entwurf von Professor Adolph Hildebrand ausgeführte Wittelsbacherbrunnen, von dem wir auf S. 177 eine Ansicht geben. Ueber aufsteigenden Felschichten sieht man auf dem massiven Unterbau aus einem weiten Becken sich zwei sich verzweigende Schalen erheben. Rechts und links von dem Brunnen mit seinen Schalen und seiner Fontäne tragen seitliche Sockel Kolossalgruppen aus Untersberger Marmor, die zerstörende und die fruchtbringende Kraft des Wassers versinnbildlichend. Jene ist durch einen Giganten dargestellt, der auf einem Wasserpferd reitet und einen Felsblock schleudert — das gefährdete Wildwasser, welches Geröll mit sich führt; diese durch ein auf einem Wasserstier sitzendes Weib, das eine Schale in der Hand hält — der das Land befruchtende ruhige Strom. Köpfe von Wasserthieren u. s. w. bilden die ornamentalen Verzierungen. Die Breite der ganzen Anlage des prächtigen, 1895 enthüllten

Monumentalbrunnens, des größten, den München besitzt, beträgt 40 Meter; das Bassin hat eine Weite von 25 Meter und ladet nach dem Plaze zu noch mit einem mittleren Halbrund von 13 Meter Breite aus.

Fechtübungen bei der Kavallerie.

(Mit Bild.)

Zu dem Karabiner hat die deutsche Kavallerie neuerdings allgemein die früher allein von den Ulanen geführte Lanze bekommen, und die Mannschaften müssen daher außer im Schießen mit dem Karabiner im Fechten mit Säbel und mit Lanze unterwiesen werden. Der in der Führung der Lanze geübte Reiter kann mehrere mit dem Säbel ihn angreifende Gegner sich vom Leibe halten, wie das auf den Reitplätzen auch praktisch geübt wird (siehe unser untenstehendes Bild). Natürlich sind die Oberkörper



Fechtübungen bei der Kavallerie.

der Leute dabei durch Fechtpolster, und die Köpfe mit Drahthauben geschützt, während die Spitzen der Waffen mit Knöpfen versehen sind. Zwei mit Säbeln bewaffnete Reiter verfolgen einen Lanzenträger, der sich zunächst durch schnelles Kreisentlassen der Waffe deckt. Jetzt parirt er plötzlich sein Pferd, wendet die Spitze nach hinten — ein schiebender Stich, und der verblüffte Verfolger ist abgethan. Nun geht der Verfolgte selber zum Angriff gegen den zweiten Gegner über. Er sucht dessen linke, nur schwer zu schützende Seite zu gewinnen. Wie sich der Feind auch wendet und windet, so bekommt er doch nach kurzer Zeit seinen Stoß in die Seite, der auch ihn kampfunfähig macht.

Großes Pech.

(Mit Bild auf Seite 181.)

Der Heiner und der Frierer, welche die Kühe ihrer Eltern bewachen sollen, suchen sich die Zeit

dadurch zu verkürzen, daß sie in dem nahen Bache auf den Krebsfang ausgehen. Während der Heiner am steinigen Ufer sich hält, geht Frierer im Wasser umher, die Krebse aufzustöbern. Plötzlich erhebt er ein jämmerliches Geschrei, und als Heiner sich umschaut, sieht er seinen Jagdgenossen — wie auf S. 181 dargestellt — ganz verzweifelt im Wasser herumhüpfen. Ein Krebs hat den Daumen seiner linken Hand, ein anderer die große Zehe seines linken Fußes gepackt, und beide zwicken den Kernsten ganz gehörig. Es ist wirklich großes Pech, auf solche Weise zwei Krebse zu gleicher Zeit zu fangen. Er behält sie nicht einmal, denn bis der Heiner bei ihm ist, um ihm die Feiniger von Hand und Fuß zu lösen, hat er vor Schmerz und Schreck so mit Händen und Füßen gearbeitet, daß die Krebse wieder in's Wasser gefallen sind und schleunigst sich davon gemacht haben.

Der Fingerhut der Königin.

Erzählung aus dem Leben eines Künstlers.

Von Ludwig Salomon.

(Nachdruck verboten.)

Die ganze Pracht des Frühlings war über den Park des Neuen Palais zu Potsdam und den Garten von Sanssouci ausgegühtet. Die Bäume standen in einer Leppigkeit, wie sie seit lange nicht beobachtet worden war, und auf Beeten prangten die Primeln, Narzissen und Tulpen im herrlichsten Farbenschmuck. Dabei durchzog ein süßer, wunderlieblicher Duft die ganzen Parkanlagen, und goldener Sonnenschein warf seine glitzernden Lichter durch die Zweige auf die sorgfältig gepflegten Wege.

Ein langer hagerer Offizier in schlichter blauer Uniform, der die breite Allee, welche



vom Neuen Palais nach Sanssouci führt, dahergeschritten kam, schien aber von der Wonne des Frühlings nicht im Mindesten berührt zu werden; er machte ein recht unwirksames Gesicht. Als er einige hundert Schritte gegangen war, begegnete er einem Herrn, der von einem Seitenwege in die breite Allee einbog; doch hätte er ihn in seinem Unmuth vielleicht gar nicht bemerkt, wenn dieser nicht laut „Guten Morgen, Majestät!“ gerufen hätte. Jetzt blickte er auf, und über sein Gesicht ging ein freundlicher Zug.

„Guten Morgen, lieber Schilden!“ erwiderte er, blieb stehen und reichte dem Herrn die Hand.

Der verdrießliche Offizier war der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Er pflegte, wenn er mißgestimmt war, hinaus in's Freie zu gehen und sich dort, wie er sagte, „seinen Aerger zu verlaufen“. Leider gab es in diesen schönen Frühligen des Jahres 1802 des Aergeres und Verdrusses mehr als genug. Draußen im Auslande war es der erste Konsul der französischen Republik, Napoleon Bonaparte, der beständig Verstimmungen hervorrief. Er wurde immer rücksichtsloser gegen Preußen und schien den friedfertigen König sogar absichtlich zu reizen. Dazu kamen noch Verstimmungen in seiner Haus- und Hofhaltung. Er war ein sehr gewissenhafter und sparsamer Haushalter, der sich auch um das Einzelne der Wirthschaft und selbst um das Kleine bekümmerte. Da ging er denn oft zu weit und erregte sich über Dinge, die ihn eigentlich gar nicht hätten berühren sollen.

Das war auch diesmal wieder der Fall. Seit lange war er mißgestimmt über den Kammerdiener seiner Gemahlin, den Christian. „Unachtamer Mensch!“ hatte er in seiner kurzen Art schon wiederholt zu seiner Gemahlin gesagt, „ein Träumer. Werde ihn einmal nach Spandau schicken, daß er aufpassen lernt.“

Dann hatte die Königin stets ein gutes Wort für den Gescholteneu eingelegt. Daß er ein Träumer war, konnte sie allerdings nicht in Abrede stellen, dafür durfte sie aber seine sonstigen Eigenschaften loben, seine Treue, seine Gutherzigkeit, seinen guten Geschmack, wenn es etwas zu arrangiren, mit Blumen zu garniren, oder sonst irgendwie zu schmücken gab. Die Nachlässigkeit, die er sich neuerdings wieder hatte zu Schulden kommen lassen, vermochte allerdings auch sie nicht zu entschuldigen. Am vorigen Abend hatte er im Salon der Königin ein Fenster offen gelassen und in unbegreiflicher Gedankenlosigkeit eine kostbare Tischdecke in dieses offene Fenster gelegt. Darauf war bei dem Gewitter, das sich in der Nacht entladen hatte, die Tischdecke vom Winde hinausgeweht worden und hinab in die Traufe gefallen, wo sie dann vom Regen ausgewaschen worden war. Sie schien nun gänzlich ruiniert zu sein, was um so mehr beklagt werden mußte, da sie ein Geschenk des Königs von England war.

Der König war sehr aufgebracht, als er von der Nachlässigkeit hörte, und hatte sofort den Kammerdiener entlassen wollen. Auch die Königin hatte diesmal für eine Bestrafung dieser Pflichtvergessenheit gestimmt, aber doch gebeten, noch nicht mit der Dienstentlassung vorzugehen. Auf eine gelindere Strafe hatte aber der König nicht eingehen wollen, er hatte seiner Gemahlin heftig geantwortet und sie schließlich sogar durch sein zorniges Aufbrausen verletzt. Darauf war er in seiner Aufregung hinaus in den Park geeilt.

„So geht's einem noch obendrein,“ sagte er schließlich, nachdem er dem Kammerherrn v. Schilden den Vorfall mitgetheilt hatte. „Wie soll ich dem Menschen nun Achtsamkeit und Sorglichkeit beibringen? Oder taugt er überhaupt nicht zum Lakaien, und wäre es besser, ich stecke ihn unter's Militär, in eine Handwerkerkammer oder in eine Schreibstube?“

Der Kammerherr v. Schilden schwieg einige

Augenblicke, dann sagte er langsam, wie zögernd: „Allerdings, Majestät, es scheint mir auch, als wenn er sich zum Kammerdiener wenig eigne. Sein verstorbenen Bruder war ja ein ganz vorzüglicher Lakai, ein Muster seiner Art, aber der Christian hat wohl nichts von diesen Talenten.“

„Freut mich, daß Sie mir zustimmen,“ versetzte der König. „Stehe bei meiner Frau mit meiner Meinung immer allein da. Werde aber jetzt auf meinem Willen bestehen. Kerl soll sich wundern.“

„Offenbar,“ fuhr der Kammerherr fort, „liegt seine Begabung nach einer ganz anderen Seite hin, und darum wohl auch die gnädige Nachsicht Ihrer Majestät. Es steckt etwas von einem Künstler in dem jungen Menschen.“ Der Kammerherr blickte dabei den König forschend von der Seite an.

„Ach ja, ganz recht, habe dergleichen schon einmal sagen hören,“ entgegnete der König. „Nun, dann taugt er auch noch nicht einmal für die Handwerkerkammer oder die Schreibstube, dann kann ich ihn nur gleich einfach fortschicken. Derlei Leute mit solchen Firtlesanzgedanken sind zu gar nichts nütze. Was war's doch gleich, was er —“

„Er hat Talent zur Bildhauerei,“ erwiderte der Kammerherr, „und Ihre Majestät hat ihm daher auch bereits vor längerer Zeit huldreich gestattet, an den Abenden, an denen er dienstfrei ist, den Studien im Atisale der Akademie beizuwohnen, das heißt, wenn sich der Hof in Berlin befindet.“

„So?“ fragte der König. „Soll wohl gar ein Genie sein? Weiß ja von dem Allem noch gar nichts. Ist mir wohl absichtlich verheimlicht worden? Aber gut, daß nun endlich dahinter gekommen. Mag seine Genies, will Kammerdiener.“

Er hatte sich wieder mehr und mehr in Erregung hineingeredet, der Kammerherr wagte daher nichts weiter über den Gegenstand zu sagen. Und da der König nun wieder den Rückweg nach dem Neuen Palais einschlug, so schritten die beiden Männer jetzt schweigend nebeneinander her.

Am Portal des Schlosses verabschiedete sich Herr v. Schilden, und der König wandte sich nach den Gemächern der Königin. Dort fand er seine Gemahlin mit Thränen in den Augen.

„Es ist ein rechter Unglückstag,“ sagte sie, indem sie sich erhob und ihm entgegenging. „Du weißt, als wir, meine Schwester Friederike und ich, Dich damals in dem Lager bei Bodenheim besucht hatten —“

„Ja, ja,“ versetzte der König, „es war Ende Mai 1793 in dem Feldzuge gegen die Franzosen.“

„Da schenkest Du mir, zur Erinnerung daran, einen silbernen Fingerhut, auf dem dargestellt war, wie wir Dich im Lager begrüßten. Er war zugleich das erste Geschenk, das Du mir als Bräutigam machtest. Ich habe darauf den Fingerhut immer sehr hoch gehalten und sorgfältig gehütet, und nun —“

„Nun ist er doch nicht etwa gestohlen worden?“ fragte der König ungebüldig.

„Das wohl nicht, aber ich habe ihn doch eingeblüht. Ich nähte noch gestern Nachmittag damit und legte ihn unvorsichtigerweise nicht wieder in das Nähkästchen, sondern daneben auf das Tischchen am Fenster. Da muß er irgendwie hinunter auf den Fußboden gerollt sein, so daß ihn Christian heute Morgen zerretzen hat.“

Der König fuhr ordentlich zurück, als er den Namen hörte. „Was?“ rief er, „schon wieder eine Ungeschicklichkeit, eine wahre Tölpelhaftigkeit von diesem Menschen! Wird wohl selbst den Fingerhut hinuntergeworfen haben in seiner Schlafmüdigkeit. Ganz unerhört! Noch

nie so einen Menschen gehabt. Siehst jetzt hoffentlich ein, daß er vollständig unbrauchbar.“

„Er hat ja besonders in letzter Zeit viel zu wünschen übrig gelassen,“ mußte die Königin zugeben. „Doch es schien ihn irgend etwas schwer zu bedrücken, und ich möchte Dich daher bitten, Dich in Deinem Unmuth über ihn nicht hinreißen zu lassen.“

„Willst ihn schon wieder in Schutz nehmen?“ murrte der König; aber sein Zorn war doch schon gebrochen, konnte er doch überhaupt nicht widerstehen, wenn die so heiß geliebte und so hoch verehrte Frau ihn um etwas bat. „Wo ist denn der Fingerhut?“ fragte er dann.

Die Königin holte ihn von ihrem Arbeitstische und zeigte ihn dem Gemahl. Er sah höchst kläglich aus, der Fuß des Dieners hatte ihn vollständig zusammengedrückt, so daß die Seitenwand total zerplittert war.

„Die Gräfin Voss, die heute Mittag nach Berlin fährt,“ begann die Königin wieder, „soll ihn mit zu einem Juwelier nehmen, vielleicht ist er doch noch zu retten.“

„Glaube nicht, daß da noch etwas zu machen ist,“ versetzte der König. „Zammerschade! Hatte das kleine Ding so gern; erinnerte mich immer dabei an euern Besuch damals, über den ich mich so freute. Wart auch Beide sehr nett dargestellt, wenn das Ganze auch weiter kein Meisterstück war. — Was aber nun mit dem Hans Tapps anfangen? Einfach zum Teufel jagen?“

„Handle nicht im Zorn,“ erwiderte die Königin, und ihre großen blauen Augen blickten ihn so bittend an, daß er gar nicht anders konnte, als sich ihrem Wunsche fügen. „Gib ihm zunächst einige Tage Stubenarrest,“ fuhr sie fort, „dann wird uns mittlerweile einfallen, wie wir ihn anderwärts verwenden können. Er ist ein durchaus braver Mensch, aber er steht hier nicht an der richtigen Stelle.“

Der König stimmte zu, und so ward über den Kammerdiener Christian ein mehrtägiger Stubenarrest verhängt, den der arme Berurtheilte hoch oben in seinem Mansardenzimmer abzusitzen hatte.

Tief niedergeschlagen saß er an seinem Tische; die ganze Welt erschien ihm grau und düster; nirgends sah er für sich einen Hoffnungsstern, während seine Seele sich in Sehnsucht nach einem ganz anderen Schaffen verzehrte, während seine Phantasie ihn fort und fort hinaustrug in die Welt der Schönheit, der Kunst. Ja, nur dort allein konnte er sich glücklich fühlen, nur dort, wo er seinen Phantasiegebilden Form zu geben vermochte, in der Werkstatt des Bildhauers war sein Platz.

Erregt stand er auf und fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn, zugleich blickte er zum Fenster hinaus in den herrlichen Frühlingstag, auf den Hof, wo stets Diener und Beamte geschäftig hin und her gingen. Auch Paul, den Lakai der Gräfin Voss, sah er aus einer Thür kommen.

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er pffiff leise und winkte dem jungen Burschen, als dieser aufblickte, zu sich herauf. Und als dieser dann kam, bat er ihn, wenn er nachher mit der Gräfin Voss nach Berlin fahre, ihm von dort einen glatten silbernen Fingerhut mitzubringen.

Paul versprach sehr gern, den Wunsch zu erfüllen, worauf ihm Christian gleich den entsprechenden Betrag einhändigte.

Dann aber holte er sich ein Blatt Papier und seine Bleistifte, setzte sich wieder an seinen Tisch und begann emsig zu zeichnen. Unter der Leitung Chodowick's, des berühmten Direktors der Akademie der bildenden Künste, hatte er sich in seinen dienstfreien Stunden in der Akademie stets mit großem Eifer dem Zeichnen gewidmet und sich auch immer den Beifall des

Meisters erworben, es konnte ihm daher jetzt nicht schwer fallen, aus dem Gedächtniß die zierlichen Figürchen zu reproduzieren, die auf dem Fingerhute der Königin angebracht gewesen waren, zumal er sich die Zeichnung oft genug früh Morgens beim Instandsetzen des königlichen Gemaches angesehen hatte. Ja, er bemerkte sogar, während er zeichnete, daß er jedes einzelne Strichelchen kannte, selbst die beiden Vögel, die am Himmel über den Zelten angebracht gewesen waren. Die Hauptgruppe aber, die beiden Prinzessinnen, den damaligen Kronprinzen und den König Friedrich Wilhelm II., glaubte er sogar noch lebenswahrer und ähnlicher dargestellt zu haben, als sie auf dem Original zu sehen gewesen waren. Je weiter er kam, desto heller glänzten seine großen blauen Augen, und als er schließlich den letzten Strich gethan hatte, da sprang er jubelnd auf, aller Kummer war vergessen, das ganze Wohlgefühl des Künstlers, der etwas Schönes geschaffen, erfüllte ihn.

Ungebuldig harrte er nun der Rückkehr Paul's entgegen, und als dieser dann gegen Abend kam und ihm den gewünschten Fingerhut brachte, da zündete er sofort seine kleine Schirmlampe an, holte sein Federmesser und begann unverzüglich die Uebertragung seiner Zeichnung auf den Fingerhut. Eine Nadirnadel wäre hierzu allerdings weit geeigneter gewesen, doch bestand auch sein spitzes Federmesser aus so hartem Stahl, daß er mit Leichtigkeit auf dem weichen Silber jede Linie eintragen konnte. Noch war Mitternacht nicht vorüber, als sich bereits die ganze kleine anmuthige Scene im Lager bei Bodenheim in zierlichem Bilde auf dem Fingerhut darbot.

„Wie wird die Königin wohl den Ersatz aufnehmen?“ fragte er sich. „Wird sie mir meine Unachtsamkeit verzeihen, wird auch der König mir nicht mehr zürnen?“ Ja, er wagte sich noch weiter in seinen Gedankengängen. „Werden die Majestäten vielleicht gar Freude über die kleine Arbeit empfinden und mir vielleicht ermöglichen, die Laufbahn des Künstlers einzuschlagen?“

Er mußte sich in den Stuhl zurücklehnen, so ungestüm klopfte ihm das Herz. Aber seine Phantasie trug ihn unaufhaltsam weiter, er sah sich in einem weiten Atelier herrliche Standbilder schaffen, wie das des Großen Kurfürsten auf der Brücke am Schloßplatz, sogar die holde Königin Luise sah er wie eine hoheitsvolle Statue vor sich stehen, aber plötzlich ging es ihm wie ein Stich durch's Herz, er sprang vom Stuhle auf und ging heftig im Zimmer auf und ab. Wie konnte er sich in solche Träume verirren, weil er ein artiges Bildchen auf einen Fingerhut gravirt hatte und noch dazu bloß einfach nach einem Muster! Nein, nein, er würde gewiß bleiben, was er war, ein ungeschickter Latäi.

Er trat an's Fenster und lehnte den heißen Kopf an's Fensterkreuz. Es war ihm unsäglich elend zu Muth.

Noch lange grübelte er, bis er endlich zur Ruhe ging.

Am anderen Morgen ließ er durch einen ihm befreundeten Kammerdiener den Fingerhut der Oberhofmeisterin Gräfin Voss mit der Bitte zustellen, ihn der Königin zu überreichen. Diesem Wunsche entsprach die Gräfin Voss auch alsbald, worauf er schon im Laufe des Vormittags zur Königin befohlen wurde.

Die Königin dankte ihm zunächst herzlich, daß er ihr den Fingerhut erneut habe, der alte sei — nach den Versicherungen des Juweliers — in der That nicht zu repariren, und da sie das Andenken an ihre fröhliche Brautzeit immer schmerzlich vermißt haben würde, so sei es ein sehr glücklicher Gedanke von ihm gewesen, ihr diesen Ersatz herzustellen. Dann aber wandte sie sich zu der kleinen eingravirten Scene.

„Ich bin ganz erstaunt,“ sagte sie, „mit welcher Treue Sie die Gruppe dargestellt haben. Es fehlt nichts, auch rein gar nichts daran; sogar die beiden Vögel über den Zelten sind vorhanden. Doch die Treue und Genauigkeit ist bei Weitem noch nicht die Hauptsache an der kleinen Arbeit; die Gruppe ist auch noch weit vollendeter ausgeführt, als das bei dem Original der Fall war. Man sieht es deutlich, daß Sie ein großes Talent für die bildende Kunst besitzen. Baron v. Schilden hat mir schon wiederholt davon gesprochen, aber ich hatte bisher keine Gelegenheit, mich davon zu überzeugen; jetzt sehe ich es deutlich und werde nun auch Sorge tragen, daß Sie nicht hier in dieser Stellung verkümmern.“

Christian hätte aufjauchzen mögen vor Seligkeit, aber dann war es ihm auch wieder, als wäre das gar nicht Wahrheit und Wirklichkeit, was er da hörte; es schwindelte ihm. Wie ein Geretteter kam er sich vor, der bis zur Ermattung mit Wogen und Sturm gekämpft und der nun doch endlich durch eine hilfreiche Hand das Land erreicht.

Und er sollte sich auch nicht getäuscht haben. Seiner gültigen Fürsprecherin gelang es jetzt leicht, ihren Gemahl für den jungen Künstler zu gewinnen, war doch auch dieser in hohem Grade über die gelungene Reproduktion des Fingerhutes erfreut und zugleich erstaunt über die Kunstfertigkeit, mit der sie ausgeführt worden.

Christian erhielt zunächst einen sechsmonatlichen Urlaub und ging auf Empfehlung des Barons v. Schilden nach Dresden, um dort unter tüchtigen Meistern die ersten gründlichen Studien zu machen. Der König schenkte ihm hierzu zehn Friedrichs'dor, und die Königin sorgte für anderweitige Ausstattung. In Dresden kam er schnell über das Anfangsstadium hinaus, und als er im Januar 1803 wieder nach Berlin zurückkehrte, setzte er in der königlichen Bildhauerwerkstatt unter Schadow seine Studien fort und erhielt schließlich in regelrechter Weise, wie es der König liebte, seine Entlassung aus dem Dienste, zugleich mit der Zubilligung der etatsmäßigen Pension von hundertfünfundzwanzig Thalern und zwölf guten Groschen.

Nun war er ganz frei von allen Fesseln, und frohlockend zog er hinüber nach der Heimath der Kunst, nach Italien, begleitet von den herzlichsten Wünschen seiner Gönnerin. In Rom, wo er sich niederließ, fand er bald im Hause von Wilhelm v. Humboldt ein trautes Heim, und an Thorwaldsen und Canova treue und hilfreiche Freunde. So machte er denn in seiner Kunst schnell große Fortschritte, und bald nannte man drüben in der preussischen Hauptstadt den Namen Christian Rauch mit Achtung und weiterhin mit Stolz.

Aber der Königin Luise war es nur noch kurze Zeit vergönnt, sich an dem kühnen Emporstreigen ihres Schützlings zu erfreuen; das schwere Unglück, welches von Frankreich aus über Preußen hereinbrach, lähmte ihre Lebenskraft, und vor der Zeit sank sie in's Grab. Doch ihr hoheitsvolles Bild blieb für alle Zeiten erhalten. In einem Meisterwerke schuf Christian Rauch die ruhende Statue der Unvergesslichen für das Mausoleum zu Charlottenburg und umgab sie mit der ganzen königlichen Anmuth, die ihr eigen war.

Thränenden Auges dankte der König Friedrich Wilhelm III. dem Künstler für diese herrliche Schöpfung, und in seinem Innern hat er ihm ab, daß er einst das harte Wort gesprochen, er wolle keine Genies.

Rauch jedoch hatte die Bitterniß seiner Jugend längst überwunden, ja er war sogar überzeugt, daß er das Monument, das ihn für alle Zeiten berühmt gemacht, gar nicht so vollendet hätte bilden können, wenn er die Königin nicht viele Jahre tagtäglich geschaut hätte. Allein,

wenn er dieses günstigen Umstandes gedachte, dann erinnerte er sich auch stets des glücklichen Zufalls, daß er einmal unvorsichtigerweise den Fingerhut der Königin zertreten. Wer weiß, meinte er dann immer, ob er jemals Bildhauer geworden wäre, wenn dieser kleine Unfall seinem Lebenswege nicht die neue Richtung gegeben hätte.

Rauch, dessen Hauptwerk das berühmte Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin ist, war einer der ersten Bildhauer seiner Zeit und Begründer der Berliner Bildhauerschule. Er starb nach einem an Werken und Ehren reichen Leben am 3. Dezember 1857.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Egmond und Soorn auf dem Blutgerüste. — Während der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1568 waren auf dem großen Marktplatz von Brüssel die nöthigen Vorbereitungen für das schreckliche Trauerspiel der Hinrichtung der beiden niederländischen Edlen gemacht worden. Es war die Absicht der spanischen Regierung, durch die Aufführung einer eindrucksvollen und schrecklichen Schaustellung das Herz des Volkes mit Angst zu erfüllen.

Der Eindruck sollte noch erhöht werden durch den Charakter des Platzes, der für das traurige Schauspiel auserlesen wurde. Der große Markt von Brüssel hat stets einen auffallenden und theatralischen Anblick dargeboten. Das glänzende Stadthaus mit seinem hohen Thurm und seiner schmuckreichen Vorderseite zierte die eine Seite des Platzes, gerade gegenüber stand das „Broodhuis“ mit seiner zierlichen, aber unterbrochenen Fassade, jetzt der letzte Ruheplatz der zwei edlen Opfer, während um diese Gebäude herum die reich mit Bildsäulen und Emblemen geschmückten Paläste der Gilden gruppiert waren. Der Platz war ebenso oft Zeuge glänzender Nitterspiele, wie blutiger Hinrichtungen gewesen. Tapfere Ritter hatten auf demselben gekämpft, während ihnen strahlende Augen von den Fenstern und Balkonen Beifall zuschickelten. Märtyrer für die Freiheit hatten auf demselben Platz Todeskämpfe überstanden, welche die Steine herum hätten zum Erbarmen bringen mögen. Hier hatte Egmond selbst in glücklicheren Tagen oftmals den Preis der Gemandtheit und Stärke davongetragen, ein Liebling für jedes Auge, und hierher wurde er, kaum im Mittag eines durch glänzende Thaten verherrlichten Lebens, durch die Hand der Tyrannei in den Tod geschickt.

Am Morgen des 5. Juni wurden dreitausend Mann spanische Truppen um das Blutgerüst herum, das in der Mitte des Marktes errichtet war, in Schlachordnung aufgestellt. Auf dem mit schwarzem Tuch bedeckten Gerüste standen zwei samtmene Schemel, zwei Blöcke und ein kleiner Tisch. Auf demselben befand sich ein silbernes Kreuzifix. Der Scharfrichter war hinter den Draperien des Schaffots verborgen.

Um elf Uhr langte eine kleine Abtheilung spanischer Truppen, angeführt von dem Oberst Julian Romero und dem Hauptmann Salinas, in Egmond's Gefängniß an. Der Graf war zum letzten Gang bereit. Man wollte ihm die Hände binden, aber er widerlegte sich auf's Lebhafteste dieser unwürdigen Behandlung, und sein Oberleid öffnend, zeigte er, daß er seinen Halsstragen entfernt und alle Vorbereitungen zu seinem Tode getroffen habe. Man ließ ihm hierauf seinen Willen.

Egmond, den Bischof an seiner Seite, durchschritt nun mit festem Schritt den kurzen Raum, der ihn vom Hinrichtungsplatze trennte. Julian Romero und die Wache folgten ihm. Auf dem Wege betete er laut den fünften Psalm.

Nachdem er das Schaffot bestiegen hatte, ging er zwei- oder dreimal auf demselben auf und ab. Er trug ein Oberkleid von rothem Damast, über das ein kurzer schwarzer, mit Gold gestickter Mantel geworfen war. Sein Haupt war mit einem schwarzen Seidenhut, auf dem sich schwarze und weiße Federn befanden, bedeckt, und in der Hand hielt er ein Tuch. Als er so auf und ab ging, beklagte er sich bitter darüber, daß es ihm nicht vergönnt sei, mit dem Schwert in der Hand im Kampfe für sein Vaterland zu sterben. Voll Hoffnung bis zu seinem letzten Augenblicke, stellte er an Romero in leidenschaftlichem Tone die Frage, ob das Urtheil wirklich unwiderstlich, und ob keine Begnadigung mehr zu hoffen sei. Der Oberst suchte

die Achsel und murmelte eine verneinende Antwort. Auf diese knirschte Egmond mit den Zähnen, mehr aus Wuth als aus Verzweiflung. Gleich darauf faßte er sich wieder, warf Oberkleid und Mantel ab und nahm das Ordenszeichen des Goldenen Vlieses von seinem Halse. Dann kniete er auf einem der Schemel nieder, betete laut das Vaterunser und bat den Bischof, es dreimal zu wiederholen. Hierauf gab ihm der Prälat das Kreuzifix zu küssen und sprach seinen Segen über ihn aus. Als dies geschehen war, erhob sich der Graf wieder und legte Hut und Taschentuch ab, kniete wieder auf den Schemel nieder, zog eine Kappe über die Augen, und die Hände faltend rief er mit lauter Stimme: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Der Scharfrichter trat jetzt schnell heran und trennte mit einem einzigen Streich sein Haupt von den Schultern.

Einen Augenblick stillen Schauders folgte dem Streiche. Es schien, als ob ihn die ganze große

Versammlung in ihrem eigenen Herzen gefühlt hätte. — Eine schwarze Decke wurde nun schnell über den Leichnam geworfen, und wenige Minuten darauf sah man den Admiral Hoorn durch die Menge herankommen. Sein kahles Haupt war unbedeckt, seine Hände waren nicht gefesselt. Er grüßte ruhig diejenigen seiner Bekannten, deren er auf dem Wege ansichtig wurde. Unter einem schwarzen Mantel, den er abwarf, als er auf dem Schaffot angelangt war, trug er ein einfaches schwarzes Wamms. Er hatte nicht, wie Egmond, die Ordenszeichen des Goldenen Vlieses angethan. Als er den mit dem schwarzen Tuch bedeckten Leichnam erblickte, fragte er, ob es der Körper Egmond's sei. Auf die bejahende Antwort murmelte er einige Worte, welche aber von den Umstehenden nicht verstanden wurden. Seine Aufmerksamkeit wurde hierauf auf sein Wappenschild gerichtet, welches man umgekehrt hatte. Er drückte darüber seine Enttäuschung aus, indem er erklärte, daß er einen solchen

Schimpf nicht verdient habe, dann sprach er einige Worte zu der unten versammelten Menge, indem er ihr ein glückliches Loos wünschte und sie ersuchte, für seine Seele zu beten. Er kniete auf dem Schaffot nieder, um zu beten. Der Bischof von Npres unterstützte ihn dabei. Als sie damit geendet hatten, erhob er sich wieder. Dann zog er eine Mailänder Kappe über sein ganzes Gesicht und beugte, indem er in lateinischer Sprache dasselbe Gebet sprach, wie Egmond, seinen Nacken dem Todesstreiche. [C. I.]

Ein Vorschlag zur Güte. — Einige Zeit vorher, ehe Abraham Lincoln auf seinen hohen Posten als Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika berufen wurde, trat eines Tags sein Nachbar John Steen in das Schreibzimmer des damaligen Advokaten.

„Abraham,“ sagte er, „Du kannst mir einen Gefallen thun; ich brauche da einen Giranten für meinen Wechsel, sei doch so gut und leiste die Unterschrift.“

Humoristisches.



Durch die Blume.
 Unteroffizier (zu dem in Urlaub gehenden Rekruten): Wohl 'n schönes Stück Erde, wo Sie her sind, Huber?
 Rekrut: O ja, Herr Unteroffizier.
 — Viehzucht... Schweinezucht?
 — Bedeutend.
 — Wissen Sie was, Huber, Sie können mir 'mal 'n paar Ansichten da von der Gegend mit herbringen.



Unerwarteter Besuch.
 Herr: Heute kann ich's Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß, als wir uns vor zwanzig Jahren am Strande der See tagtäglich trafen, ich sterblich in Sie verliebt war.
 Dame: Ah, das ist ja reizend, denn seit drei Jahren bin ich — Wittwe.

Lincoln kannte aber den Nachbar als ein wenig unzuverlässig und schützte daher tausend Ausflüchte vor; allein der Petent ließ sich so leicht nicht abweisen. Endlich riß dem künftigen Präsidenten die Geduld.

„Sieh einmal her, John,“ sagte er, „und laß Dir die Sache auseinandersetzen. Wenn ich meinen Namen auf dieses Papier setze, so wirst Du es nicht bezahlen, sondern ich werde dies thun müssen; und dann werden wir uns veruneinigen. Wenn es Dir daher recht ist, so veruneinigen wir uns lieber gleich, während ich mein Geld noch in der Tasche habe. [—dn—]

Schnell gefaßt. — Eine befreundete Dame besuchte einst die italienische Schauspielerin Berigi, die sich nicht mehr in ganz jungen Jahren befand, und traf sie gerade beim Beginn der Toilette.

„Aber, meine Liebe, was sehe ich, Ihr Haar ist ja ganz grau!“

„Ja, leider,“ erwiderte die Künstlerin, „es ist infolge eines Schrecks in einer Nacht grau geworden.“

Einige Tage später traf dieselbe Dame die Berigi in großer Toilette.

„Wie, Ihr Haar ist wieder dunkel?“ sagte sie übertascht.

„Gewiß,“ erwiderte die Künstlerin, „es ist infolge der Freude über eine große Gehaltszulage über Nacht wieder schwarz geworden.“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Spiegel-Räthfels in Nr. 22: Man beginne unten mit dem S bei der Blüthe und nehme, nach links oben fortschreitend, zuerst die Buchstaben bei den Blüthen, sodann jene bei den Blättern in derselben Folge. Man erhält dann: Schönheit gewinnt — Geist bezwingt.

Dreißtägige Charade.

Die Erste freß den Doh und Kuh;
 Bringt man Drei-Zwei zur Grabesruh,
 So trauert meine Seele.
 Doch zeigt ein Mensch das ganze Wort,
 So packt ein Abscheu mich sofort,
 Den ich ihm nicht verhehle.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Homonym.

Was im Garten du siehst, unsehndbar, von Blättern umhüllt,
 Das in funkelndem Glanz reitet dort in die Schlacht.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Homogramms in Nr. 22:

G E
 G A S T E I N
 S T E I N
 T E I C H
 E I C H E
 E I N H E I T
 N T

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorer Ostdeutschen Zeitung, Gef. m. b. G., Thorn.
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
 in Stuttgart.